
netzTEXTE

von

Magdalena Bott

versalia.de

Inhalt

Die NuÃŸ	1
Endora	5

Die NuÃŸ

Ich lag im schmalen Schattenband auf dem Balkon. Die trockene Haut leicht gerÃ¶tet, langsam an der Zigarette ziehend. Der Tabak war trocken und scharf. Ich war entspannt und gut gelaunt, trotzdem noch einige Verpflichtungen offenstanden, vor denen ich mich sichtbar drÃ¼ckte. Gedankenfetzen, die sich schon lange vorher um das WÃ¼nschen gekreist hatten und um die Frage, warum wÃ¼nschen sich die einen weniger, als die anderen, oder warum grenzen sie ihre WÃ¼nsche ein, es ist doch nichts dabei, sich UnmÃ¶gliches zu wÃ¼nschen, fÃ¼gten sich langsam zu einem Ã¼berschaubaren GedankengebÃ¤ude zusammen. Und die Antwort, die ich schon beim ersten Nachdenken Ã¼ber dieses PhÃ¤nomen hatte, kam noch einmal klar und laut zu mir. Nur war sie noch etwas zerstÃ¼ckelt und muÃŸte erst mal, wie Teig, zusammen geknetet werden, ein Teig, der keiner wÃ¤re ohne Mehl oder FlÃ¼ssigkeit. Und das Rezept fÃ¼r einen ausgewogenen, schmackhaften Teig, der den Hunger befriedigend stillen und dazu noch schmecken sollte, bastelte ich aus diesen Teilanworten zusammen, die ich im Laufe meiner wiederholten BeschÃ¤ftigungen mit der Frage nach dem WÃ¼nschen gemacht hatte und, da sie mir richtig schienen, nun zu einem brauchbaren Konstrukt zusammensetzen wollte, wobei mir alle gefundenen Ergebnisse zur LÃ¶sung dieser Frage keines einzigen entbehren sollte, wollte es ein guter Teig wie der eben beschriebene werden.

Da ich aus einer bescheidenen BÃ¤ckerei stamme, habe ich nicht nur gelernt mich mit Bescheidenem zufrieden zu geben, sondern auch hierin noch AnsprÃ¼che zu stellen, Ã¼ber die die Anspruchsvollen wohl nur mitleidig lÃ¤cheln wÃ¼rden, wÃ¤hrend sie sich einen alten Kuchen aus einem vornehmen CafÃ© zwischen die ZÃ¤hne schieben und im Glauben wÃ¤hnen, daÃŸ der Kuchen aber heute besonders fein sei, nur weil er aus dem besagten CafÃ© stammt und 4,30 DM kostet.

Ich fÃ¼r meinen bescheidenen Teil ziehe ein frisches, mit Butter gebackenes Croissant, auÃŸen leicht gross und innen schÃ¶n locker, aber nicht zu brÃ¶selig oder zu zÃ¤h, fÃ¼r bescheidene 1,50 DM einem Kuchengebilde vor, das aus undefinierbaren Ingredienzien besteht, die womÃ¶glich den EÃŸbarkeitstest nicht bestanden hÃ¤tten, wÃ¤re das Gesundheitsamt rechtzeitig vor ihrer Verwendung aufgetaucht, um sie zur Untersuchung zu beschlagnahmen.

Genau so, wie ich es mit EÃŸbarem, Kleidbarem und sonstig Brauchbarem handhabte, so auch mit den Antworten zu irgendwelchen wichtigen oder unwichtigen Fragen und Antworten, die sich Dank meiner praktischen und rationellen Veranlagung, in einfacher Art bei mir einfanden und mein bescheidenes GemÃ¼t vollauf zufriedenstellten, auch wenn mir gleichzeitig klar war, daÃŸ es genausogut die falsche Antwort hÃ¤tte sein kÃ¶nnen und ich sie mal bei Gelegenheit revidieren mÃ¼ÃŸte, sollte sie meinen AnsprÃ¼chen nicht mehr GenÃ¼ge leisten.

Meistens verfuhr ich so, daÃŸ ich sie entweder mit neu Erfahrenem ergÃ¤nzte, das mir Andere lieferten, die sich Ã¼ber dieselbe Frage auch schon ihre Gedanken gemacht hatten, oder das ich Ungenauigkeiten oder Teilwahrheiten abstrich und das Ganze verkÃ¼rzte und auf ErgÃ¤nzungen wartete, oder daÃŸ ich meine Gedanken Ã¼ber eine solche Frage ganz auslÃ¶schte, mir aber jederzeit die MÃ¶glichkeit offenhielt, die alte Antwort noch mal hochholen zu kÃ¶nnen, um sie noch mal durchzuchecken und mich ihres Sinns oder Unsinn erneut zu vergegenwÃ¤rtigen, aber dadurch Raum hatte, auf neue LÃ¶sungen zu warten, ohne dabei die Geduld zu verlieren, hatte mir doch die Erfahrung gezeigt, daÃŸ die Antwort genau im rechten Moment kommt, wenn sie wirklich gebraucht ist.

Die Frage nun, die das WÃ¼nschen betraf, gehÃ¶rte zu den unwichtigen in meinem Leben, dennoch beachtenswerten Fragen, die mir oft mit ihrer Befassung und vielleicht auch daraus resultierenden Antworten, groÃŸe und wichtige Probleme gelÃ¶st hatten, zu denen ich manchmal noch nicht einmal die Frage gestellt hatte.

Drum empfand ich es durchaus nicht als vergeudete Zeit oder Energie, mich auch den kleinen Gedanken intensiv zu stellen, und sei es nur der philosophischen EtÃ¼de wegen, die durchaus amÃ¼sant und kurzweilig sein konnte, solange ich nicht die MÃ¼cke zum Elefanten mache und der Charakter der Unwichtigkeit sich plÃ¶tzlich in den einer Bedrohung oder Belastung wandelte, und ich mich mit dem kÃ¼nstlich aufgeladenen Ballast herumÃ¤rgern muÃŸte, oder gar noch Depressionen

bekam. Bedenkenswert ja, aber es muÃlte klar sein, ob lebensnotwendig oder aufschiebbar, d. h. gelegentlich mal einen Gedanken daran verlieren und wenn es wirklich keine FrÃ¼chte trÃ¤gt, dann forget it forever oder benutze ihn fÃ¼r ein Meditationsspiel oder zur sonstigen Unterhaltung.

Da wÃ¤re ich nun wieder bei meinem Teig angekommen, den ich noch immer nicht zubereitet hatte. Um es nun kurz zu machen, (es schien ein kleines KaffeestÃ¼ckchen zu werden) gab ich mir schlieÃlich die kleine Antwort auf die unbedeutende Frage, warum sich einige weniger als andere wÃ¼nschen und warum sie nicht einfach alles WÃ¼nschenswerte wÃ¼nschen, und sei es noch so grÃ¶Ãyenwahnsinnig und unmÃ¶glich. Die Antwort war schon aus der Frage zu ersehen. Wer gibt schon gerne zu, grÃ¶Ãyenwahnsinnig zu sein, wobei noch die Dunkelziffer beachtet werden muÃlte, derjenigen, die ihre unglaublichen WÃ¼nsche erst gar nicht zu Ã¤uÃtern wagen, im Hinterkopf Frau Meier oder Herrn MÃ¼ller, die deswegen mal fÃ¼r kurz oder lÃ¤nger aus dem Verkehr gezogen wurden, da sie eine unangemessene Haltung nach auÃen kehrten und dadurch eine Bedrohung fÃ¼r die normalen BÃ¼rger darstellten. Diejenigen, die nicht zur Dunkelziffer gehÃ¶rten, waren entweder tief bescheiden, wobei mir ein solcher Mensch noch nie begegnet ist, oder hatten sich noch nie Gedanken Ã¼ber die mÃ¶gliche UnmÃ¶glichkeit, bzw. die wahrscheinliche Unwahrscheinlichkeit gemacht.

Vielleicht interessierten sie sich auch nicht fÃ¼r ihre WÃ¼nsche, geschweige denn fÃ¼r die WÃ¼nsche anderer oder den Wunsch Ã¼berhaupt. Vielleicht aber hielten sie schon ihre selbstverstÃ¤ndlichen WÃ¼nsche nach einer Familie oder einem Auto, oder einem tollen Urlaub fÃ¼r unerfÃ¼llbar, was sie dann auch waren, und kamen erst gar nicht auf die Idee noch Toller zu wÃ¼nschen, wobei es im Ermessen der Einzelnen liegt, was sie noch fÃ¼r toller ansehen kÃ¶nnten. Der gravierendste Punkt aber zur BegrÃ¼ndung der Andersartigkeit des WÃ¼nschens bei den Einzelnen, wÃ¤re wohl dieser, nÃ¤mlich der Glaube oder Nichtglaube an seine ErfÃ¼llung. Das kÃ¶nnte dann zum einen so aussehen, daÃY, wenn ein Wunsch erfÃ¼llt wÃ¼rde, der nÃ¤chste schon auf der Liste stÃ¼nde und auch nach ErfÃ¼llung strebte, und so fort. Wenn aber keiner oder nur wenige erfÃ¼llt wÃ¼rden, entweder die WÃ¼nsche herabgeschraubt wÃ¼rden, um die MÃ¶glichkeit des ErfÃ¼llwerdens zu steigern oder schier unerfÃ¼llbare WÃ¼nsche zu hegen, um die Hoffnung zu nÃ¤hren, daÃY vielleicht doch wenigstens etwas in der Richtung erfÃ¼llt wÃ¼rde. Wobei ich hierbei wiederum unterschied zwischen denen, die an die ErfÃ¼llung dieser WahnsinnswÃ¼nsche glaubten, die dennoch nie erfÃ¼llt zu werden schienen, eben weil sie es nicht bemerkten oder wahrhaben wollten, oder tatsÃ¤chlich nicht erfÃ¼llt worden waren, trotz Glaube, der dann aber ein schwacher war, und denen, die auch daran glaubten und denen er erfÃ¼llt wurde, oft zu ihrem Schrecken. Denn wer hÃ¤tte je geglaubt, daÃY so was tatsÃ¤chlich wahr werden kÃ¶nnte? Und was hatten sie jetzt noch zu wÃ¼nschen?

Ich kam zu dem Ergebnis, daÃY die besagte Dunkelziffer deswegen so hoch sein muÃlte, da im Grunde die Wenigsten an die ErfÃ¼llung ihrer WÃ¼nsche glaubten und somit Nahrung und Traumstoff bis an ihr Lebensende hatten und die entsprechende WÃ¼rze fÃ¼r ihr eigentlich unerfÃ¼lltes Leben.

Je mehr ich mich in diese GedankengÃ¤nge hineinsteigerte, desto klarer wurde mir, wie unklar eigentlich mein Antwortteig war und mich trÃ¶stete der Gedanke, daÃY es ja eine der unwichtigen Fragen sei, die erst mal ad acta gelegt werden konnte und zur Beantwortung noch Zeit hatte.

Eigentlich war es ja auch nicht diese Frage, die mich beschÃ¤ftigte, sondern sie hatte einen ganz anderen Wunsch verdrÃ¤ngt, der mir plÃ¶tzlich kam, als ich genauÃlich an der Zigarette ziehend mich zurÃ¼cklegte und mich entschloÃY, herauszubekommen, wie ich wohl von dieser Erde scheiden wÃ¼rde.

Als ich mich hierbei ertappte und mir bewuÃt wurde, wie jung ich noch bin, und daÃY ich faul in der Sonne brate und bestimmt Besseres zu tun gehabt hÃ¤tte, als Ã¼ber mein Ende zu sinnieren, muÃlte ich laut lachen, und diese kurze Ablenkung lieÃY sofort den schon Ã¶fter gehabten Gedanken des WÃ¼nschens herein, der mich zunÃ¤chst den ersten vergessen lieÃY.

Da dann auch das Interesse fÃ¼r mein Ableben verblaÃt war, legte ich dieses Thema ebenfalls beiseite und erinnerte mich noch mal an mein Vorhaben und an mein â€žmir-darÃ¼ber-Sicherseinâ€œ, daÃY ich ja einhundertunddrei Jahre alt werden wÃ¼rde und logisch daraus folgern kÃ¶nnte, daÃY dann mein Tod ein natÃ¼rlicher sein mÃ¼Ãte, immer die Tatsache im Auge behaltend, daÃY natÃ¼rlich auch alles

anders kommen kÃ¶nnte.

Damit war fÃ¼r mich der kleine Ausflug beendet und ich widmete mich wieder profaneren Dingen. Das aber auch nur, weil ein Anruf fÃ¼r mich kam, der mich noch mal auf die Erde zurÃ¼ckholte. Und plÃ¶tzlich fielen mir all die unerledigten Dinge noch mal ein, die ich seit Tagen schon vor mir hergeschoben hatte. Ich kann nur immer wieder staunen mit welch plausiblen Ausreden und TrÃ¶stungen ich mich um diese Arbeit herumdrÃ¼cken konnte, und das mit wenig schlechtem Gewissen.

Ich raffte mein bischen Energie zusammen, die ich lieber fÃ¼r Angenehmeres gebraucht hÃ¤tte und quÃ¤lte mich durch die Italienischlektionen. Ein bischen Energie deshalb, weil ich mit Sparflamme arbeitete, denn ich wollte sie mir fÃ¼r genuÃŸreichere Dinge aufheben, die ich im Moment im Nachsinnen und Verwerten meiner Inspirationen finden konnte. Als ich mich nÃ¤mlich notgedrungen an den Schreibtisch setzte, um mein Soll zu erfÃ¼llen,

stieÃŸ mir das WÃ¶rtchen â€žMuÃŸâ€œ unangenehm auf, wie nach einer knoblauchreichen Mahlzeit, die noch Stunden spÃ¤ter nachschmecken kann, wenn sich langsam die Gase nach oben hinaus ihren Weg bahnen.

Insbesondere erinnerte ich mich an ein GesprÃ¤ch, das ich kurz vorher mit Bernd gefÃ¼hrt hatte, der mir darin seine Sichtweise dem â€žMÃ¼ssenâ€œ gegenÃ¼ber unterbreitete. Ein Thema, das mich schon seit lÃ¶ngerem mehr oder weniger in Beschlag nahm und das ich auf mÃ¶glichst humane Weise zu klÃ¤ren versuchte, und zwar kurz und bÃ¼ndig, gerade wie ich's brauchte. Ich sah ein, daÃŸ dies auf Dauer keine LÃ¶sung war. Irgendwann mÃ¼hete ich mich mit dem â€žMÃ¼ÃŸteâ€œ mal auseinandersetzen. Ãœrgerte mich, daÃŸ ich schon wieder muÃŸte und erlaubte mir mal zu dÃ¼rfen.) SchlieÃŸlich sollte dieser StÃ¶renfried ja langsam aus meinem Wortschatz eliminiert werden. Wenn ich es in der wÃ¶rtlichen Sprache auch nicht mehr so oft gebrauchte, so doch in Gedanken, die ich meist in Worte faÃŸte.

Aber nicht mal Worte waren nÃ¶tig, um mir gedanklich das â€žMuÃŸâ€œ auszudrÃ¼cken. Diese sogenannten Blitzgedanken bedurften nÃ¤mlich schon keiner Worte mehr, sie zeigten nur noch, was anstand, und das so schnell, daÃŸ ich sie schlieÃŸlich erst bei einer Rekonstruktion bis zurÃ¼ck zu ihrem Anfang, in Worte fassen konnte.

Da ich diese ZurÃ¼ckverfolgung aber nicht gerade oft anwandte, konnte ich an kÃ¶rperlichen Reaktionen genausogut mitbekommen, was da grade in meinem Kopf ablief. Bei Herzklopfen oder flauem Magen, wobei das Letztere recht oft vorkam, wuÃŸte ich, daÃŸ ich irgendwas muÃŸte, wovor ich mich mal wieder gedrÃ¼ckt hatte, eben weil ich es muÃŸte, wovon ich Ã¼brigens mein Leben lang der Ãœberzeugung war.

Die GewiÃŸheit schlieÃŸlich, daÃŸ ich gar nichts zu mÃ¼ssen hatte und haben wÃ¼rde, auÃŸer den existentiellen BedÃ¼rfnissen, die nun einmal da waren, und die ich noch recht gerne erledigte, denn ich wollte ja schlieÃŸlich alt werden, weil mir klar war, daÃŸ ich mich wohl kaum um den irdischen Tod drÃ¼cken konnte, der immer nÃ¤her rÃ¼ckte, je Ã¶lter ich wurde, und den ich als das einzige â€žMuÃŸâ€œ akzeptieren wollte. Und nicht einmal dieses war sicher; wer sagte denn, daÃŸ ich zu sterben hatte, nur weil es alle taten? Bei dieser Frage war ich froh, daÃŸ ich irgendwann einmal sterben durfte, denn lÃ¶nger als einhundertunddrei Jahre wÃ¼rde ich es wohl hier nicht aushalten wollen.

â€žEigentlichâ€œ, so fuhr ich fort, â€žist es ja dann ein Gnadenakt sterben zu dÃ¼rfen.â€œ Nachdem ich nun dieses WÃ¶rtchen ad absurdum gefÃ¼hrt hatte, war mein GemÃ¤t etwas beruhigter und ich durfte mich an meine Lektionen heranwagen. Und es fiel mir sogar leicht, hierfÃ¼r meine KrÃ¤fte zusammenzunehmen und voll konzentriert einzusteigen.

Und als ich schlieÃŸlich meine Pflicht getan hatte, brannte mir nur noch auf der Seele, mich mit der Pflicht auseinanderzusetzen und inwieweit sie mit dem â€žMuÃŸâ€œ verwandt ist. Das muÃŸte ich jetzt tun und Ãœrgerte mich Ã¼ber den Zwangscharakter, den das Ganze anzunehmen schien und der durch einen lÃ¶cherlichen Gedanken ausgelÃ¶st worden war. Ich konnte und wollte auch nicht aufgeben.

Wenigstens die Pflicht wollte ich mir noch zum Pflichtgedanken machen und dann wirklich wieder der Ã¤uÃŸeren Welt mein Gesicht zukehren. Dummerweise schlichen sich beim Gedanken an die Pflicht natÃ¼rlich Gedanken Ã¼ber die Freiheit ein. Aber die wollte ich jetzt mal ganz weglassen, denn dann wÃ¼rde eine nur noch grÃ¶ÃŸere Lawine ausgelÃ¶st werden, die dann schlieÃŸlich zum freien Willen, zur

Liebe und 1/4ber Gott und den Teufel, das BÄ|se schlechthin, 1/4ber Sinn und Unsinn von der Welt, der Natur und ins Unendliche sich ausbreiten wÄ|rde. Es war nur eine Ahnung, aber ich wuÄ|te, daÄ|Y es zwangslÄ|xufig dahin fÄ|hren wÄ|rde und beschrÄ|xkte mich darum absichtlich auf die noch offenstehende Pflicht.

AuÄ|erdem hatte ich Zeit und MuÄ|e und es wÄ|rde sicherlich bereichernd sein, meine konkrete Einstellung zum PflichtbewuÄ|tsein, in Ausklammerung des â€žMuÄ|Yâ€œ herauszukristallisieren. Da ich nur weit war, ohne das â€žMuÄ|Yâ€œ auskommen zu kÄ|nnen, zumindest wuÄ|te ich, daÄ|Y es nicht zu sein brachte, konnte ich die Pflicht als solche, freier sehen, d. h. , daÄ|Y sie ein MuÄ|Y ist, Menschen und Handlungen gegenÄ|ber, das ich mir frei auferlegen darf, um zur Harmonie in meiner Umgebung und in mir beizutragen, die ich anstrebe.

Ich kÄ|nnte mich auch fÄ|r das Gegenteil entscheiden, so dachte ich weiter, und mich von jeglicher Pflicht fernhalten. Dies hÄ|xte aber ein Chaos zur Folge, dem ich mich nicht hÄ|xte aussetzen wollen, war es doch auch so schon unordentlich genug, und die wenigen Pflichten, die ich mir auferlegt hatte, wollte ich auf keinem Fall aufgeben, wenn ich nicht meine Struktur verlieren wollte.

Und diese Struktur war es, die mich aufbaute, aufrechterhielt und stÄ|tzte. Innerhalb dieser Struktur stand es mir frei, mich zu bewegen wohin ich wollte und dank meines PflichtbewuÄ|tseins auch, war es mir mÄ|glich 1/4ber dieses hinauszugehen , wenn ich es gewollt hÄ|xte, da ich das Vertrauen derjenigen hatte, denen gegenÄ|ber ich mich verpflichtet hatte. Das Thema war somit schnell abgehandelt.

Das MuÄ|Y und die Pflicht waren nÄ|tig, um eine StabilitÄ|t in meinen Lebenswandel zu bringen. Mit dem Unterschied, daÄ|Y ich auf alle FÄ|xle meine Pflichten beibehalten wollte, weil sie mir sichtlich gut taten und auch mein SelbstwertgefÄ|hl erhÄ|lten, kam ich ihnen verantwortungsvoll nach, und das ich das MuÄ|Y mÄ|glichst vermeiden wollte, um mir meiner Freiheit mehr bewuÄ|t zu werden und sie dementsprechend groÄ|YzÄ|giger genieÄ|en zu kÄ|nnen, mit der gleichzeitigen Erkenntnis allerdings, daÄ|Y es schwer sein wÄ|rde, ganz ohne dieses MuÄ|Y auszukommen, solange ich noch Gefangene meiner selbst war.

Trostreich war fÄ|r mich, daÄ|Y es durchaus machbar ist, ohne MuÄ|Y zu leben, und daÄ|Y halt ein bestimmter Reifegrad hierzu vonnÄ|tten sein muÄ|te, um gÄ|xntlich davon wegzukommen. Jedenfalls empfand ich es nun durchaus nicht mehr als lä|xig, sondern als hilfreich mÄ|ssen zu dÄ|rfen und dankte der Pflicht, die mich durch diesen kurzen Ausflug ein bisschen dem MuÄ|Y freundschaftlich nÄ|xhergebracht hatte.

Endora

Was mich bewegte, so spät abends noch einen Spaziergang zu machen, weiß ich nicht mehr. Ich schlenderte die dunkle Straße entlang. Es war warm. Ein Fahrradfahrer schaute sich von hinten. Als er an mir vorbei war, sah er zurück und stieg vom Rad. Er wartete, bis ich ihn erreicht hatte. Dann stieg er wieder auf, fuhr los und schaute nochmals zurück. Erneut stieg er ab. Ich wurde unsicher, hatte aber kaum Angst. Gott sei Dank kamen mir zwei junge Männer entgegen, die das Ganze beobachtet hatten. Sie fragten mich, ob alles in Ordnung sei. Der Mann mit dem Rad fuhr schnell davon. Ich bedankte mich und schlug den Weg nach links ein.

Diese Gasse war mir fremd. Als ich auf die Hauptstraße kam, kannte ich mich wieder aus. Links der Dom. Ich beschloß, kurzerhand, zu Endora zu gehen. Sie wohnte überall. Ich würde sie immer finden, bevor ich in dem trostlosen Regensburg herumirren würde, ohne Ziel.

Ich betrat ein Haus und stieg die Treppen hoch. Im ersten Stock kam ich an einer Tür vorbei, an der ein Schild sichtbar angebracht war: "TOD 1198". Ich klopfte bei Endora. Nur in einem Nachthemd bekleidet, öffnete sie mir.

"So spät bist du noch nie gewesen." "Sorry, ich wurde unterwegs angemacht." Ich sah mich im Zimmer um und lachete. Sie hatte eine Sammlung von Puttenengeln und etliche Bücher in einem Regal. Der Raum war überheizt. Endora trug ihr Haar länger, als sonst. Ich griff in meine Tasche und zog ein Buch heraus, das ich gerade tags zuvor gekauft hatte. Es freute mich, ihr ein Geschenk machen zu können, und hielt ihr das Buch hin. Sie lachete und nahm es wortlos.

"Setz dich." Sie deutete auf das Bett. Ich ließ mich nieder. "Du hast gar keine Jacke an." "Draußen ist es warm." Sie drückte die Zigarette aus. "Komm." Wir legten uns auf's Bett.

Als ich am frühen Morgen das Haus verließ, schlug die Uhr gerade fünf. Ich drückte mich noch eine Stunde in der Stadt herum. Dann ging ich in mein Café, wo ich zu frühstücken pflegte.

Wie immer wachte ich um neun Uhr auf. Irgendwie fühlte ich in mir tiefe Geborgenheit. An solch einem Morgen, hatte ich gar keine Lust zu frühstücken, weil ich satt war. Ich duschte und ging zur Arbeit.

In der dritten Nacht nach diesem Tag, suchte ich vergebens nach einem Bus in Saarbrücken, der mich heimbringen sollte. Da keiner mehr fuhr, ging ich zu Fuß. Die Stadt schien mir fremd und bevor ich wieder herumirren würde, entschied ich mich, zu Endora zu gehen. Ich trat in das nächstbeste Haus ein und stieg die Treppen hoch. Bis auf Endoras Wohnung, war das Haus unbewohnt. Ich klopfte an die dunkelbraune Tür.

"Ja, bitte!" Ich trat ein. Sie sah mich streng an. "Ich will Sie nicht nerven." "Du nervst nicht. Aber heute habe ich nicht mit dir gerechnet. Wir hatten nächste Woche ausgemacht. Ach laßt. Du kannst ja nichts dagegen." Sie trug wieder ein geblümtes Nachthemd, das oben nicht zugeknüpft war, so dass man einen tiefen Einblick in ihr Dekolté hatte.

"Da." Sie drückte mir eine Zeitschrift in die Hand. "Von Lesben. Für Lesben." Ich errötete und legte die Zeitschrift unbesehnen auf den Tisch.

"Dreh mir mal ne Zigarette." Ich nahm den Tabak und drehte ihr eine. Sie hielt mir Camel hin. Wir setzten uns an den Kächenstisch und rauchten. Dann fäste sie mich am Arm und zog mich auf ihren Schoß.

Punkt sechs saß ich in meinem Café und aß ein Croissant und ein belegtes Brötchen.

Um halb zehn klingelte es. Schlauftrunken ging ich zur Tür. Ich hatte verschlafen. Als Gisa die Treppen hoch kam, lachete ich entschuldigend. "Mann, das Frühstück habt ihr fast verpennt, wenn du mich nicht rausgeklingelt hättest. Ich kauf dir schnell Brötchen. Ich selbst hab keinen Hunger." Ich warf mir eine lange Jacke über und flitzte in die Bäckerei. Ich war gut drauf und

fÃ¼hlte mich geborgen. Wie oft schon hatte ich Gisa von diesem GefÃ¼hl erzÃ¤hlt, mit dem ich nichts in Verbindung bringen konnte. AuÃer daÃ ich vielleicht einen angenehmen Traum gehabt haben muÃte.

Eine Woche spÃ¤ter in Berlin. Ich wurde von einem herumstreunenden Hund verfolgt, der mich durch irgendwelche Gassen hetzte. SchlieÃlich nahm ich meinen Mut zusammen und ging auf ihn zu, mit dem Vorsatz, ihm das Maul zu sperren, wenn er mich nicht in Ruhe lassen sollte. Er blieb vor mir stehen und setzte sich plÃ¶tzlich nieder. Ich streichelte ihn. "Mein Hund. Komm mit, Freund."

Wir betraten ein dunkles Haus und stiegen die Treppen hoch. Endora Ã¶ffnete, bevor ich geklopft hatte. Sie lÃ¤chelte, als sie den Hund sah. Er sprang freudig an ihr hoch und begrÃ¼Ãte sie schwanzwedelnd. Sie stellte ihm Wasser hin.

Dann wurde sie plÃ¶tzlich ernst und sagte. "Ich muÃt mit dir sprechen."

Da ich aber nicht sprechen wollte, nahm ich sie einfach in den Arm und kÃ¼Ãte sie. Sie lieÃt es sich gefallen und erwiderte meine ZÃ¤rtlichkeiten.

Wie immer samstags um halb zehn, klingelte Gisa. Ich war geduscht und fertig. Sie wollte mich in ein CafÃ© zum FrÃ¼hstÃ¼ck einladen. Wir stiegen ins Auto und fuhren in die Stadt.

"Kennst du das CafÃ©? Das ist ein Insidertipp. Hier soll es gutes und preiswertes FrÃ¼hstÃ¼ck geben."

Wie hypnotisiert ging ich zu einem kleinen Tisch am Fenster und nahm Platz.

"Was hast du? GefÃ¤llt's dir hier nicht?" "Oh... Ja doch. Ausgesprochen gut sogar. Ich bin hier zwar noch nie gewesen, aber irgendwie kommt es..."

Als die Bedienung kam, blieb mir der Rest des Satzes im Halse stecken. Sie lÃ¤chelte wohlvertraut.

"Noch mal FrÃ¼hstÃ¼ck?"

Gisa schien es nicht gehÃ¶rt zu haben. Sie sagte direkt. "Bitte zwei mal die Nummer drei."

"Du iÃt doch gerne Croissants?" zu mir gewandt. Ich nickte nur. Obwohl ich bereits satt war, zwangte ich mir das Croissant und das BrÃ¶tchen auf, um nicht wieder sagen zu mÃ¼ssen, daÃ ich keinen Hunger hatte.

Am folgenden Mittwoch irrte ich abermals nachts in den Gassen herum, weil ich nicht heimfand. Wie so oft in solchen Situationen, suchte ich Endora auf, die immer fÃ¼r mich da war. Sie wohnte neben dem Friedhof in einem hÃ¼bschen kleinen HÃ¤uschen. Ich sah, daÃ innen Licht brannte und schaute durch das Fenster. Als sie mich erblickte, Ã¶ffnete sie mir.

"Warum wohnen Sie hier neben dem Friedhof?" "Kind. Wir haben November '98" Ich runzelte die Stirn, wagte aber nicht, weiter zu fragen.

"Ich muÃt dir was sagen," hob sie ernst an, wobei sie mich fest ansah.

"Ich bin deine Mutter."

Ich brach mit einem Weinkampf zusammen. Sie umarmte mich und sprach trÃ¶stend auf mich ein. SchlieÃlich zog sie mich hoch und hielt mich immer noch umarmt.

In einem Anfall von Wahnsinn stieÃ ich sie plÃ¶tzlich mit aller Gewalt von mir, ergriff ein Messer, daÃ zufÃ¤llig auf dem Tisch lag, und stach zu. Stumm, mit geschlossenen Augen, sank sie zu Boden. Ich ging zum Telefon und wÃ¤hlte die Nummer der Polizei.

Um neun klingelte der Wecker. Ich war gar nicht ausgeschlafen und fÃ¼hlte mich traurig und verlassen. Ich machte das Radio an und wollte gerade die Nachrichten wegschalten, als die Sprecherin sagte: "Heute Nacht wurde die saarlÃ¤ndische KÃ¼nstlerin Endora tot in ihrer Wohnung aufgefunden. Vermutlich hat sie sich selbst das Leben genommen. Endora wurde in esoterischen Kreisen als Hexe der Neuzeit bezeichnet. In ihren kÃ¼nstlerischen Werken stand vor allem die Magie im Vordergrund. FÃ¼r ihre Arbeit wurde sie mehrfach mit Preisen ausgezeichnet."

Die Kaffeetasse in der Hand, starre ich auf das Radio und lieÃt mich dann in den Stuhl sinken.

Inzwischen hatte die Musik eingesetzt, aber ich nahm sie schon nicht mehr wahr. Ich stellte die Tasse ab, stÃ¼tzte den Kopf in die HÃ¤nde und weinte still.

Endora? Ich hatte noch nie von ihr gehÃ¶rt. Und doch war mir, als sei eine gute Freundin von mir gegangen.